

Yordan D. Radichkov

LEBEN, WO BIST DU?

1. Auflage 2019
© eta Verlag
Alle Rechte vorbehalten

www.eta-verlag.de
Petya Lund
kontakt@eta-verlag.de
Schönhauser Allee 26
10435 Berlin

Übersetzung aus dem Bulgarischen: Elvira Bormann-Nassonowa
Lektorat: Elvira Veselinović
Gestaltung & Satz: Stefan Müssigbrodt
Druck: Abagar

Gesetzt aus der Moderato (www.moire.info).
Gedruckt auf Holmen Book Cream 80 g/m².

ISBN 978-3-9819998-3-9


eta Verlag



National
Culture Fund
Bulgaria

Die Herausgabe dieses Buches erfolgte mit freundlicher
Unterstützung des Übersetzungsprogramms des
bulgarischen nationalen Kulturfonds

Yordan D. Radichkov |

LEBEN, WO BIST DU?

Erzählungen

Aus dem Bulgarischen von
Elvira Bormann-Nassonowa



EINE KLEINE MENSCHEN-MELODIE

Auf der Welt gibt es allerhand talentierte Nachtigallen, und auch deren Lieder sind zahlreich. Nachtigallen schwingen sich in aller Ruhe durch die Lüfte, beschauen sich die Erde aus ihrer Vogelperspektive und verstreuen ihr Federkleid und ihren Gesang in alle Ecken und Enden des Planeten. Vielleicht bis auf jene Gegenden, in denen es zu kalt für Vogelfüße ist, aber auch dort wird sich wohl eine weniger frostempfindliche Nachtigall finden, sie wird über die Tundra fliegen, durch den Schnee laufen und ihr Lied in der endlosen weißen Einöde erschallen lassen. Denn Lieder wird es immer und überall geben. Und wenn es nur ein kümmerliches menschliches Vor-sich-hin-Pfeifen ist.

So sprach mein Vater einige Tage, bevor er starb. Wir alle dachten, dass die Pillen nun endlich anschlügen. Was sollte das jetzt mit den Nachtigallen und Liedern? Mein Vater war Hilfsarbeiter und von Vögeln hatte er keine Ahnung. Über Ornithologen hatte er sich immer lustig gemacht, schon allein mit dem Wort Ornithologe hatte er seinen Spott getrieben. Er saß da und feixte: »Was sind das nur für komische Leute, diese Ornithologen? Sitzen den ganzen Tag mit ihren großen Ferngläsern herum und starren auf Vögel. Was gibt's bei diesen Vögeln schon zu sehen? Sie fliegen und schnattern und weiter nichts, und der da kriegt sogar noch Geld vom Staat dafür, dass er Vögel anglotzt!« Und dann folgte eine Schimpftirade auf den Staat.

Woher der Schlaganfall kam, der meinen Vater niederwarf, wusste niemand. Er rauchte nicht, gehörte somit keiner direkten Risikogruppe an, hat sich nie beim Denken übernommen und dennoch war er plötzlich ans Bett gefesselt. Und einige

Tage, bevor er von uns ging – Friede seiner Asche – erzählt er mir unaufhörlich etwas von Nachtigallenliedern. Er redet und lächelt. Er schaut mir ins Gesicht, ohne es zu sehen. Schaut zu meiner Mutter, doch auch sie sieht er nicht. Er starrt die Nachtigallen an und träumt von ihnen, versucht, ihren Gesang nachzuahmen.

Zusammengeschrumpft liegt er auf der Stahlmatratze, in Mutters strahlend weiße Laken gehüllt, setzt sich auf und versucht, die Backen aufzublasen. Er spitzt seine ausgetrockneten Lippen und presst die Luft heraus. Dadurch scheint sein Gesicht noch schmaler zu werden. Er hat bereits keine Luft mehr in sich und auch keine Wangen mehr. Die Augen liegen ihm tief in den Höhlen und an der Oberfläche bleibt nur die kalte, blaue Flamme des in ihm schwindenden Lebens.

»Du wirst sie suchen, mein Junge, und du wirst sie finden. Und selbst, wenn du nicht auf mich hörst, sie wirst du hören und du wirst sehen, wie weit der Gesang reicht. Und nun ab zu den Nachtigallen.«

Und damit tat er seinen letzten Atemzug. Tagelang weinte ich wie ein kleines Kind. Während dieser ganzen Zeit versteckte ich mich im Keller, in der Küche oder auf dem Boden, weil Mutter mich nicht so sehen sollte. Sie war am traurigsten, und ich sollte ihr Halt geben, während die Verwandten kamen und gingen. Sie schauten meinen toten Vater an, bekreuzigten sich, tranken einen Schnaps, auf dass Gott ihm seine Sünden vergebe, und ließen uns wieder allein. Das Haus verstummte. Nur das leise Knarren der Türen war zu hören. Wenn jemand im Haus stirbt, pflegte meine Großmutter zu sagen, kehrt er in den darauffolgenden Tagen mehrmals zurück, um zu schauen, ob er nicht etwas vergessen habe. Genau, es war Vater, der die

Türen knarren ließ. Und ich hörte es nicht, weil ich mich im Keller versteckte. Nur mein heftiges Atmen hörte ich, und wie Mutter oben in der Bodenkammer schluchzte. Ich versteckte mich vor ihr und sie versteckte sich vor mir. Weshalb wir nicht zusammen losheulten, ist mir nie klargeworden. Ich vermute, dass jeder Kummer, auch der in der Familie, eine zutiefst private Angelegenheit ist. Sogar die solidarischsten Gesellschaften mit dem höchsten Grad an Zusammenhalt weinen bisweilen allein. In aller Stille.

In den darauffolgenden Tagen klebte diese Stille im Haus, sie klebte an meinen Sohlen und in meinen Worten. Nicht von ungefähr sprach man von Totenstille. Da geht jemand von uns, und die Natur verstummt. Auch Nachtigallen sind nicht zu hören. Nur ein Vor-sich-hin-Pfeifen. Ich war sehr verwundert. Zunächst dachte ich, dass ich mir dieses Geräusch nur einbildete.

Ich gehe hinaus auf den Hof und erblicke in der Ferne eine Gestalt. Einen Mann. In einem weißen Anzug. Nie habe ich einen weißeren Anzug gesehen. Nicht einmal auf der Hochzeit meiner Schwester hat jemand etwas so Weißes getragen. Dabei prahlte meine Großmutter damit, dass ihre Schürzen, Schleier usw. die weißesten seien. Wie es nur Großmütter tun, sie wissen schließlich alles. Doch vom weißen Anzug dieses Mannes hatte noch keine Großmutter je etwas gehört. Höchstens in ihren Großmutter-Träumen hatten sie schon einmal ein so weißes Hemd wie das jenes Mannes gesehen.

Und dieser schreitet höchst poetisch und gemessen, mit der ganzen Ernsthaftigkeit und Unanfechtbarkeit seines weißen Hemdes den Weg entlang und kommt näher. Als er vor mir steht, nimmt er seinen Zylinder ab und lächelt sein weißestes Lächeln, er sagt kein Wort zum Gruß, sondern pfeift

weiter vor sich hin, eine wahre Nachtigall. Er grüßt nicht nur mit seinem Lied, sondern auch mit dem Blick. Mit seinen lebhaften Augen, seltsam nur, dass sie grau sind. Andererseits – so seltsam ist es nun auch wieder nicht. Wir wohnen in einem kleinen Weiler und haben noch nie Augen aus der Stadt gesehen. Wir kennen nur die aus dem Dorf. Diese können häufig braun-grün-blau sein, niemals aber grau.

Da geht nun also dieser Herr mit den grauen Augen und dem weißen Zylinder direkt an mir vorüber und begrüßt mich auf die musikalischste Weise. Schon ist er vorbei, doch sein Pfeifen bleibt stehen. Es ist vor mir, so greifbar, dass ich mir ganze Hände voll davon abschöpfen kann. Und ich nehme mir. Ich packe ein wenig Pfeifen in meine Hosentasche und denke an Vater.

Ob auch er an mich denkt? Ich weiß nicht, aber ich weiß, dass ich Lust habe zu pfeifen. Pfeifend gehe ich los. Ich habe eine Melodie in der Tasche und muss nicht fürchten, dass ich sie falsch pfeife. Schließlich erfinde ich sie selbst. Ich gehe und lasse das Pfeifen hinter mir zurück.

Ich weiß nicht, warum – aber wo auch immer ich mit meiner Melodie entlangkomme, setzt jemand sie fort. Er verzerrt sie auf seine Weise: wo tiefe Töne waren, bringt er hohe; statt die Klangluft auszuatmen, atmet er sie ein, verschluckt sich an ihr und setzt die Melodie auf eigene Art fort. Ein anderer wiederum saugt sie ein, und sobald er anfängt, pfeift er sie kurz und klein.

Ich dagegen halte meine Melodie. Meine Melodie ist nicht kompliziert, mein Lied ist nicht wie Vogelgesang. Es ist immer gleich und gehört nur mir. Vielleicht machen deshalb auch die anderen ihre eigenen Melodien. Damit auch sie eine Melodie

haben, die sie pfeifen können.

Und sie hören nicht auf damit. Da greift einer die Melodie bei der Feldarbeit auf, sie überträgt sich auf die Kornähre, dringt ins Brot, und jene Stadtmenschen, die das Brot kaufen, brechen es mit ihren hungrigen Händen und führen unsere kleine, kümmerliche Melodie weiter, zwirbeln sie nach Städter Art, machen sie zu ihrer und schmausen weiter, nun aber mit einem Lied auf den Lippen.

Oder mit einer Melodie. Wenn sie ihre Wohnungen verlassen, pfeifen sie weiter. Bald pfeift die ganze Stadt. Ich traue meinen Augen nicht – so stark ist diese Melodie in meiner Tasche, die der Mann mir geschenkt hat, dass sie ganze Städte berauscht?

Von der Stadt gerät sie auf den Gleisen bis zum Bahnhof, und schon verlässt die Melodie die bulgarischen Lande. Sie schlängelt sich mit den Wagenreihen der Eisenbahn ins Unendliche und kommt bis ans Ende der Welt. Binnen kurzem höre ich ein Pfeifen aus allen Ecken und Enden der Erde. Und alle gieren danach zu pfeifen, machen sich ihre Melodie und nehmen diese mit auf ihren Weg.

Ich denke an meinen Vater und frage mich, ob er jenen Mann mit dem weißen Zylinder gekannt oder nur angenommen hat, dass dieser eventuell durch unseren Weiler kommen könnte. Ich glaube nicht, dass mein Vater so weit vorausblickte, er hätte sich wohl kaum vorstellen können, dass sich die ganze Welt einmal etwas von meiner Melodie abpfeifen wird.

Dabei ist es eine ganz einfache. Ich vermute, auch die Melodie meines Vaters war ähnlich geartet. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass sie bis in die Tundra gelangt ist. Und dort, in der Tundra, hockt eine Nachtigall in der Schneewehe, hört das

Pfeifen meiner Familie und hält sich den Bauch vor Lachen,
weil diese unsere kleine Menschen-Melodie so spröde und simpel ist.